

Zebras Reise nach Afrika



Alexandra Kaie



tredition®

Alexandra Kaie

Zebras Reise nach Afrika



www.tredition.de

*Für Cordula,
die in Afrika ihr Leben verlor*

Alexandra Kaie

Zebras Reise nach Afrika

Impressum:

© 2014 Alexandra Kaie

Umschlagfoto: © Rolf Dobberstein; pixabay.com

Umschlaggestaltung: Angelika Fleckenstein

Korrektorat & Satz: Angelika Fleckenstein; spotsrock.de

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN: 978-3-8495-8371-2 (Paperback)

978-3-8495-8372-9 (Hardcover)

978-3-8495-8373-6 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar:

Prolog

Diese Augen. Da waren sie wieder. Die Augen eines Toten. Und doch war ihr Blick lebendig, so brutal lebendig. Mörderin. Nur dieses eine Wort sprachen sie: Mörderin. Und blickten sie dabei unablässig an. Sie wollte fliehen. Doch ihre Glieder waren schwer wie Blei. Die Schaufel, dachte sie. Ich muss ihn bedecken, bevor er mich verraten kann. Da kamen sie schon. Langsam, rhythmisch stampfend, während sie mit riesigen, blanken Knochen auf ihre Trommeln schlugen und sie aus kreidegebleichten Gesichtern starr anblickten. Schritt für Schritt schloss sich der Kreis um sie. Schweißgebadet fuhr sie hoch.

Es war dunkel. Wo war sie? Das Schlagen der Trommeln hatte aufgehört. Ihr graute. Sobald sie die Augen schloss, schien es Ariane, als würden tausende unsichtbarer Arme nach ihr greifen, um sie mit aller Macht zurück an jenen Ort zu ziehen, dem sie nur mit knapper Not entkommen war. So lag sie da, mit offenen Augen. Endlose Minuten. Langsam wurde ihr Atem ruhiger und sie kehrte an die Oberfläche der sie umgebenden Welt zurück. Sie hatte geträumt. Es war nicht das erste Mal, dass Ariane von Yosephus Tod geträumt hatte.

Das Laken war Ariane von den Schultern geglitten und sie fröstelte leicht. Es mochte jetzt vier Uhr oder fünf Uhr in der Frühe sein. Die einzige Zeit des Tages, die ein wenig Kühle brachte an diesen tropisch schwülen Ort. Neben ihr schlief Jan, ein deutscher Restaurateur, in dessen Haus auf Zanzibar sie die letzten Wochen

verbracht hatte. Sein Atem ging ruhig und gleichmäßig, als sie sich vorsichtig über ihn beugte. Wie fremd ihr dieser Mann war, der da so nackt und bleich neben ihr lag. Er würde ihr immer fremd bleiben.

Leise, um ihn nicht zu wecken, glitt Ariane aus dem Bett und suchte tastend nach den auf dem Boden liegenden Kleidern. Sie zog sich an. Auf Zehenspitzen schlich sie aus dem Zimmer, die kühle Steintreppe hinab, durchquerte die Küche und trat auf die Terrasse hinaus.

Ruhig klatschten die Wellen gegen den einsamen Strand und in den Blättern der Kokospalmen spielte leicht der Wind. Am Himmel trieb die Mondsichel wie ein kleiner Kahn behutsam zwischen den Sternen hindurch. Barfuß lief Ariane über den feuchten, weiß schimmernden Sand ans Wasser hinunter, wo sie sich niederließ. Sie beobachtete, wie in einiger Entfernung die ersten Fischer die dreieckigen Segel ihrer Dhau setzten, aufs Meer hinausfuhren und langsam ihren Blicken entschwanden. Wie gerne hätte sie mit ihnen getauscht. Menschen, deren Leben aus nichts anderem bestand als aus diesem Strand und diesem Meer. Eine endlose Kette aus milden Mondnächten und glitzernden Sonnentagen. Weiß und Türkis und ein paar Kokospalmen. Ungujaa, gefüllter Korb, so nannten sie die Insel Zanzibar auf Suaheli. Eine Insel, auf der sie immer nur die Fremde war. Die letzten drei Wochen hatte sie hier zu vergessen versucht.

Noch immer drängten sich die Bilder des Traumes in ihr Gedächtnis. Blickten Yosephus Augen sie vorwurfsvoll an.

Ariane sah wieder seinen Körper vor sich, brutal zusammengeschlagen. Aus Mund und Ohren war ihm das Blut gelaufen. Sie hatte ihn nicht mehr retten können. Da halfen kein Schreien, keine Tränen, kein verzweifeltes Tasten nach dem Puls. Er war tot, bevor man ihn ins Krankenhaus bringen konnte. Einige der Umstehenden hatten gelacht. Dieses Lachen, das ihre eigene,

ungläubige Wut regelrecht zu verschlucken schien, war das Schlimmste von allem gewesen. Ariane spürte wieder dieselbe ohnmächtige Verzweiflung wie damals in sich aufsteigen.

Sie zwang sich, weiter zurück zu denken, an jene ersten Tage nach ihrer Ankunft. Als alles noch so einfach gewesen war.

1.

Richard rechnete, während er sein Feld mit der Hacke bestellte. Rechnete gegen die eigene Armut an wie gegen eine zu hohe Wand. Rechnete in Kreisen, in endlosen Spiralen, die sich vor seinen Augen drehten und dabei wirbelnde Fäden spannen. Fäden, die seinen leeren Händen längst entglitten waren. Je verzweifelter er die Zukunft zu greifen versuchte – ein kleines Stück Zukunft und später Genugtuung nach all den Jahren und all der Arbeit – etwas, dass er endlich festhalten konnte, – desto gnadenloser schien sie ihm zwischen seinen Fingern zu zerrinnen.

Sollte er Mama Heri wirklich verkaufen? 200 000 Shillingi hatte Singa gesagt. 200 000. Aber dann bliebe ihm nur noch eine Kuh. Maziwa kidogo, die älteste und ausgetrockneste Kuh des ganzen Ortes. Richard spuckte aus. Und Singa würde hart bleiben: Mama Heri oder keine. Zwei Kühe hatte er im letzten Jahr bereits verkaufen müssen, zwei weitere waren ihm gestorben. Prächtige Friesenkühe, zugrunde gegangen, an der Sehnsucht nach dem frischen Klima ihrer Heimat. Ein Vermögen hatte er einst für sie bezahlt. Jung, kräftig und gefräßig waren sie gewesen. Dann begannen sie eines Tages unaufhaltsam Blut und Schleim zu scheißen und einen Geruch zu verströmen, von dem sein Jüngster nachts Alpträume bekam, so dass er sich schließlich genötigt sah, nach dem Tierarzt zu schicken. Kaum hatte seine damit beauftragte Tochter den Hof verlassen, verdrehten die Kühe ihre tief eingesunkenen Augen und stellten mit einem letzten Seufzer das

Atmen ein, ohne ihm vorher auch nur ein einziges Kalb geboren zu haben. Der Tierarzt kam, diagnostizierte den Tod der beiden und strich dafür sein gesamtes verbliebenes Haushaltsgeld als Honorar ein. Kühe waren ihre wichtigste Einnahmequelle, die einzig zuverlässige Währung in diesem Land, wo das Geld jeden Tag an Wert verlor. Wenn eines Tages ein junger Mann seine Töchter Sekela oder Rehema heiraten wolle, würde er zu ihm sagen, gut, der Brautpreis beträgt vier Kühe. Genauso, wie auch schon der Brautpreis für seine Frau vier Kühe betragen hatte. Nun Mama Heri zu verkaufen, war fast so schlimm wie ein Kind zu verlieren. Richard schluckte.

Er hatte die Angst in Davids Augen gesehen: Hilf mir Papa! Dieses ernste, dunkle Glühen in den Blicken seines knapp dreijährigen Sohnes. Fünf Tage lang hatte er schnell atmend mit Fieber, erschreckend hohem Fieber und von wirren Träumen umschlungen im Bett gelegen. Er hatte seinem Sohn den Schweiß von der Stirn getupft, ihn in seinen Armen gewogen und sanft auf ihn eingeredet: „Keine Angst Junge.“ Dann hatte er ihn ins Krankenhaus getragen, seine Frau verfluchend, die immer dann nicht da war, wenn er sie am meisten brauchte. Und nur weil er zum Personal gehörte, ließ man sich darauf ein, auch ohne ausreichende Vorauszahlung unverzüglich mit der Behandlung zu beginnen. Doch heute wollten sie Geld sehen.

200 000 Shilingi war kein schlechter Preis. Dann bliebe ihm auch ein wenig Geld, um an seinem Haus weiter zu bauen, welches seit zwei Jahren langsam wieder in sich zusammenfiel. Bekäme er nicht bald wenigstens das Dach fertig, wären die Grundmauern so schadhaft, dass er wieder von vorne beginnen müsste. So würde es nie fertig und wo sollten sie dann nach seiner Pensionierung leben? Und was sollte er seinen Kindern zukünftig morgens zu trinken geben? Und womit ihr Schulgeld bezahlen? Und die Schulhefte und für Rehema einen neuen Rock? Er hasste diesen täglichen Kampf um

eine Handvoll Shillingi, der doch immer nur Mangel einbrachte. Selbst ein Stück Kernseife wurde mittlerweile schon zum Luxus.

50 000 Shillingi brachte ihm seine Arbeit als Laborarzt im Monat ein. Wie sollte eine Familie davon leben? Er jagte die Hacke tief in die schwere Erde, spürte die zornige Kraft, die dabei von seinen Händen ausging. Er kam heute gut voran mit der Feldarbeit.

Von Ferne hörte er Motorenlärm. Er unterbrach seine Arbeit und schlenderte, mit der Hacke in der Hand, zur Hauptstraße. Seine Frau, die ihre Schwester besuchen gefahren war, wollte heute mit dem Auto des Krankenhauses zurückkehren. Sie war nicht unter den Fahrgästen. Stattdessen sah er eine ihm unbekannte Europäerin von der Ladefläche klettern. Richard begrüßte die Frau, die etwas verloren zwischen ihren Gepäckstücken neben dem Pick-up stand. Sie hatte kurze, braune Haare und ihr Gesicht die typische Blässe der Neuankömmlinge. Sie sah müde aus und ihre Kleider und Haare waren mit einer feinen, rötlichen Staubschicht überzogen.

„Guten Tag. Willkommen in Itete. Ich bin Richard Mwaipopo. Kann ich ihnen irgendwie behilflich sein?“

„Oh, danke. Ariane Gundlach. Ich weiß nicht. Ich –ich bin Medizinstudentin aus Deutschland und will hier ein sechsmonatiges Praktikum machen. Kennen sie die Weinerts? Die haben mir geschrieben, dass ich die Zeit über in ihrem Gästehaus wohnen kann.“

Sie bemühte sich auf Suaheli zu antworten, war aber doch erleichtert, als Richard nun auf Englisch weiter sprach.

„Natürlich kenne ich die Weinerts. Sie sind zurzeit nicht hier, auf Safari oder so. Aber ich kann sie zu ihrem Haus bringen, wenn Sie mögen. Es ist nicht weit. Mama Tatizo wird ihnen sicherlich die Schlüssel geben können.“

„Ja, das wäre sehr nett.“

„Ich selbst arbeite auch im Krankenhaus. Als Laborarzt.“

Ariane betrachtete die lehmverschmierten Gummistiefel, das verschlissene T-Shirt, Richards breites Kreuz.

„Ah – das hätte ich nicht vermutet, dass Sie Arzt sind, wegen -“

Sie deutete auf die Hacke in seiner Hand.

„Von meinem Gehalt alleine kann ich meine Familie nicht ernähren.“

„Das habe ich nicht gewusst.“

„Ich muss mich nur noch schnell umziehen, dann bringe ich sie hin. Ich wohne gleich hier vorne.“

Er zeigte auf ein kleines, vielleicht vier Mal sechs Meter großes Haus, mehr eine Hütte. Die Wände waren aus schmutzig-grauem und mittlerweile rissigem Beton, das Wellblechdach an mehreren Stellen provisorisch geflickt. Auf dem Hof davor hockten ein paar Kinder, die neugierig zu Ariane und Richard hinüberblickten. Ein vielleicht siebenjähriges Mädchen war dabei Spinat klein zu schneiden.

„Rehema, wir haben einen europäischen Gast. Komm und begrüße ihn und hilf ihm, das Gepäck zu Gästehaus der Weinerts zu bringen“, rief Richard zu dem Mädchen hinüber.

Das Mädchen legte Topf und Messer beiseite und kam ihnen entgegen. Sie knickste schüchtern, „Shikamoo“, nahm die größte von Arianes Taschen und lud sie sich auf den Kopf, bevor Ariane sie daran hindern konnte. Dann drehte sie sich um und ging mit gradem Rücken davon.

„Das ist Rehema, unser zweitältestes Kind. Unsere Älteste ist noch in der Schule.“

Ariane wollte Rehema folgen, doch Richard führte sie zunächst zu seinem eigenen Haus. Durch die Haustür betraten sie einen

vielleicht zwölf Quadratmeter großen, dunklen Raum. Rechts und links befand sich jeweils ein Türrahmen in der Wand, der mit einem schmutzigen Tuch verhängt war.

„Herzlich willkommen. Machen sie es sich ruhig bequem. Ich bin gleich wieder da.“

Er verschwand hinter dem Vorhang auf der linken Seite, schien dort nach etwas zu suchen, kam dann bald darauf mit einem Kleiderbündel in der Hand wieder hervor und verließ die Hütte.

Ariane ließ sich auf einem aus einem einfachen Lattenrost gezimmerten Holzsofa, auf dem mit einem dunkelroten, samtartigem Stoff bezogene Kissen lagen, nieder und blickte sich um. Über die Nackenlehnen waren mit bunten Wollblumen bestickte Tücher gelegt. Vor dem Sofa standen ein von Büchern und Zetteln übersäter Tisch, zwei zu dem Sofa passende Sessel und ein schlichter Stuhl aus Holz. In der linken hinteren Ecke befand sich ein schwerer Holzschrank, rechts neben der Tür ein Bücherregal. Auf der Fensterbank standen eine Petroleumlampe und ein Radio. Auf dem nackten Betonfußboden lagen Kinderkleider verstreut, ein paar schmutzige Teller und einige Brocken Maisbreis. Spuren der letzten Mahlzeit. An der Wand über dem Sofa hing eine bunt gemusterte Bastmatte, daneben ein Kalender des vorletzten Jahres, der einen pausbäckigen weißen Jungen mit perfektem Milchzahn lächeln zeigte.

Nach mehreren Minuten kehrte Rehema zurück und betrat den Raum, hin und her gerissen zwischen Neugierde und Scheu. Sie räumte einen Teil der Bücher und Hefte, die auf dem Tisch lagen, beiseite, bedacht, dabei einen gebührenden Abstand zu dem Sofa zu wahren auf dem Ariane saß und lief dann wieder hinaus. Nach ein paar Minuten kehrte sie erneut zurück, eine Thermoskanne, Zucker und eine Tasse in den Händen haltend. Sie platzierte die Dinge sorgfältig auf dem Tisch. Langsam, rückwärts, ging sie zur Tür zurück, den Blick unablässig auf die fremde Person in ihrem Wohnzimmer gerichtet. Sobald sie mit ihrem nackten Fuß die

Türschwelle ertastete, drehte sie sich rasch um und lief ins Sonnenlicht davon. Ariane schenkte sich zögernd eine Tasse Tee ein. Von draußen vor der Tür hörte sie ein unterdrücktes Kichern und Tuscheln. Dann lugten mit einmal zwei kindliche Köpfe durch die Tür zu ihr herein. Und verschwanden sogleich wieder. Kicherten. Guckten. Verschwanden. So ging das ein paar Mal. Richard kam zurück. „Ihr könnt unserem Gast ruhig die Hand geben.“ Rehema und ihr kleiner Bruder Gideon, sich der beschützenden Gegenwart ihres Vaters bewusst, näherten sich Ariane vorsichtig und streckten ihre Hände nach ihr aus.

Ariane ließ sich auf der schweren Reisetasche inmitten der anderen Gepäckstücke auf dem Boden ihres neuen Zimmers nieder. Das sollte also ihr Zuhause für die nächsten Monate sein.

Ein sehr großer, quadratischer Raum mit frisch verputzten, weißen Wänden, nacktem Steinfußboden und klobigen Holzmöbeln. Bett, Esstisch, drei Stühle, ein Regal. An der Decke ein Ventilator und über dem Bett ein Haken fürs Moskitonetz.

Nirgends hing ein Bild an der Wand, das etwas über die Menschen verraten hätte, die vorher hier gelebt hatten. Niemand hatte auch nur ein einziges ausgelesenes Buch oder ein paar auf Ausflügen gefundene Steine oder Muscheln zurückgelassen. Keine vergessene Kippe im Aschenbecher, keine vertrockneten Blumen in einer Vase. Das Zimmer hatte nicht einmal einen Geruch. Sie ließ das Weiß der Wände auf sich wirken und beschloss, sich Zeit zu lassen mit dem Aufhängen eigener Bilder.

Sie merkte mit einmal, wie müde sie von den vielen verwirrenden Eindrücken der letzten zwei Tage war. Dass wildfremde Menschen sie zu sich nach Hause mitnahmen und deren siebenjährige Töchter ihr Tee servierten und sich ihre schwere Reisetasche mit größter Selbstverständlichkeit auf den Kopf luden, kam ihr mittlerweile fast schon normal vor.

Sie stand auf und zog aus einer anderen Reisetasche ein altes Zebrafell hervor. Sie hatte es mitgeschleppt, auch wenn alle anderen sie deswegen für verrückt erklärt hatten. Sie fand, sie schulde es dem armen Tier einfach, es nicht alleine in Europa zurückzulassen, während sie selbst nach Afrika fuhr. Sie schob die Taschen und Rucksäcke beiseite, legte das Fell auf den Boden und ließ sich darauf nieder.

Es war ein Weihnachtsgeschenk ihres Großvaters gewesen. Er hatte es von einer seiner vielen Afrikaexpeditionen mitgebracht. „Selbst geschossen.“, hatte er stolz verkündet. Wie oft hatte sie sich als Kind auf dem Fell des Zebras niedergelassen, wie auf einem fliegenden Teppich und dessen Ohren gegriffen, wie ein Paar Zügel. Zuni hatte sie es genannt. Hush, Zuni, hush. Ihre kleine Schwester hatte von hinten ihre Arme fest um Arianes Leib geschlungen und dann waren sie gemeinsam fortgeflogen aus der Enge ihres Halstenbeker Reihenhauses und der Kälte des winterlichen Deutschlands. Jetzt war ihr Großvater tot. Es war eines der wenigen Geschenke ihres Großvaters gewesen, dass ihr nicht gleich wieder weggenommen wurde.

Zwar hatte ihr Vater schon wieder sein „unpädagogisch“, „unhygienisch“ und „unchristlich“ gebrüllt, kaum war der Kopf des Tieres von Geschenkpapier befreit und angekündigt, das Fell gleich am nächsten Werktag dem Völkerkundemuseum zu spenden. So wie schon ihren Kikuyu-Wurfspeer mit Widerhaken vom Weihnachtsfest im Jahr davor.

„Meine Kinder spielen nicht mit sinnlos hingeschlachteten Kreaturen!“

Doch in jenem Jahr hatte ihre Mutter nicht wie sonst während des darauf folgenden Streits mit einem ‚Kinder-helft-mir-jetzt-bitte-mit-dem-Decken-der-Kaffee-tafel‘ das Wohnzimmer verlassen, sondern war dazwischen gegangen.

„Wenn etwas unpädagogisch und unchristlich ist, dann euer ewiges Gezänk an solch einem Tag vor den Ohren der Kinder. Davon wird das Tier auch nicht wieder lebendig. Jürgen, lass der Kleinen ihr Geschenk. Und Du, Vati - versprich uns keine Tiere mehr zu schießen.“

Es wurde zwar nichts versprochen und auch sonst nicht mehr viel gesprochen an jenem Abend. Aber insgesamt war es doch eines der friedlichsten Weihnachtsfeste derer sie sich erinnern konnte.

2.

Es war Montagmorgen, viertel nach neun. Mshauri, Yosephu, Godfrey und Sam saßen im Schwesternzimmer und warteten auf Dr. Swayi, ihren Chefarzt, damit sie mit der Visite beginnen konnten. Dr. Swayi ertrug es überhaupt nicht, wenn einer seiner Assistenzärzte zu spät zur Visite erschien. Sich selbst behielt er jedoch das Recht vor, zu jeder beliebigen Zeit zwischen acht und halb elf aufzutauchen.

Die letzte Nacht war schlimm gewesen. Es war kein einziges Krankenhausbett mehr frei. Mshauri, der Nachtdienst gehabt hatte, hatte nicht eine Minute Schlaf gefunden. Er hatte größte Mühe, die Augen offen zu halten.

„Das ist jetzt die dritte Nacht hintereinander, in der mir ein Kind an Lungenentzündung stirbt. Lange mache ich das nicht mehr mit.“

„Wenn du eine Alternative weißt, gib uns Bescheid.“

„Mal sehen, was die neue Woche bringen wird...“

„Oh, bestimmt bahnbrechende Änderungen, Sam! Wie wäre es zur Abwechslung mal mit einem großen Carepaket aus Übersee? Nicht der übliche, seit fünf Jahren abgelaufene und seit zehn Jahren nirgends sonst mehr eingesetzte Schrott, den wir normalerweise aus Europa gespendet bekommen. Sondern ein ganzes Paket voll mit den neuesten Wunderwaffen der Pharmaindustrie, die Krebszellen und Retroviren dahinschmelzen lassen, wie Eis in der Sonne. Und

am Freitag feiern wir eine große Party, entlassen alle unsere Patienten als geheilt nach Hause, schließen das Krankenhaus und fahren in den Urlaub.“

„Drei Wochen lang ausschlafen können und keinen Eiter riechen müssen. Endlich!“

„Mit einer Gehaltserhöhung wäre ich auch schon zufrieden.“

„Darauf wirst du hier lange warten können. Habt ihr übrigens schon gehört, dass wir ab heute eine neue Kollegin haben? Medizinstudentin aus Deutschland oder so...“

„Hoffentlich ist das nicht wieder so ein Mäuschen, wie die letzte Europäerin, die wir hier hatten.“

„Warum so kritisch, Yosephu? Freue dich doch, dass wir überhaupt mal wieder frisches weibliches Blut hier im Team begrüßen dürfen.“

„Oh ja, da ist unser Godfrey natürlich wieder ganz in seinem Element...“

„Halts Maul, Mshauri.“

„Godfrey redet nämlich seit gestern von nichts anderem mehr, als dass weiße Frauen ausnahmslos verrückt nach schwarzen Schwänzen sind. Und er glaubt, nach seinem ganz besonders.“

„Ja, ja, lacht ihr nur. Was wollt ihr? Ich sehe gut aus, hab 'nen geilen Körper – und intelligent bin ich auch noch. Um was wetten wir, dass ich die Kleine als erstes ins Bett kriege?“

„Ich bin dabei. Wollte schon immer mal eine Frau die mir teure Geschenke macht.“

„Okay, Sam, die Wette gilt.“

„Und wenn sie sich Idioten wie Euch erst mal gefügig gemacht haben, führen sie sie nach Deutschland oder wo auch immer aus, um

sie dort im Zirkus auszustellen. Mit einem rosafarbenen Bommel um den Schwanz.“

„Na, und wenn schon. Jeden Tag Schwarzwälder Kirschtorte, für ein bisschen das Bommelchen schwenken... Du sagst doch selbst, dass du dieses Krankenhaus satt hast, Yosephu.“

„Nun, jedem das Seine.“

„Warum so zimperlich heute. Du bist doch sonst wahrlich kein Kostverächter. Und wer redet denn gleich vom Kinderkriegen...“

Die Tür ging auf und Dr. Swayi und Ariane betraten das Schwesternzimmer.

„Shikamoo, Doktor.“

„Marahaba. Das hier ist Frau Gundlach aus Deutschland. Sie wird ab heute hier mit uns arbeiten. Seht zu, dass sie Gutes zu berichten weiß, wenn sie wieder heimfährt. Dr. Kahamba, irgendwelche besonderen Vorkommnisse letzte Nacht?“

„Soweit alles in Ordnung, Chef. Ein Kind ist an Lungenentzündung gestorben. Wir haben noch immer keine frischen Sauerstoffflaschen bekommen.“

Yosephu betrachtete Ariane, wie sie da stand mit ihrem weißen Kittel und ihrer weißen Haut, größer als die meisten der hier lebenden Frauen. Ihre Fremdartigkeit umgab sie, wie ein schützender Mantel, an dem all seine gängigen Schablonen für Attraktivität abperlten. Er fand es schwer, ihr Alter zu schätzen, hätte nicht einmal sagen können, ob sie schön war oder nicht. Sie hatte ein schmales Gesicht mit einer Andeutung von Doppelkinn, eine spitze Nase und einen sehr sinnlichen Mund. Ihre Augen waren grün mit goldenen Sprengeln. Sie hatte lange, schlanke Beine und kräftige Hände, mit deutlich hervortretenden Venen. Der kleine, silberne Stecker in ihrer Nase und ihr gewollt unordentlicher Haarschnitt standen in einem eigenwilligen Kontrast zu dem

anstandslos korrekt gestärkten und gebügelten Kittel. Als wolle sie damit ein Zeichen setzen gegen ihre Angst, sich in der übermächtigen Rolle als Ärztin zu verlieren. Als wolle sie sich trotzig, dem diesem Beruf innewohnenden Druck zur Konformität noch ein Weilchen widersetzen. Er selbst hatte sich vor drei Jahren von seinen Dreadlocks getrennt, weil sie seine Patienten zögern ließen, sich ihm anzuvertrauen.

Ariane war einen halben Schritt hinter Dr. Swayi stehen geblieben und sah sich ruhig und aufmerksam im Raum um. Er beobachtete, wie sie mit ihrem Blick die Wanderung einer Kakerlake verfolgte, die aus einer auf dem Tisch stehenden Schachtel mit Handschuhen gekrochen kam, kreuz und quer über den Tisch und die Patientenakten irrte, bis ein Spatz, der durch das offene Fenster herein geflogen kam, sie schnappte und sie unter dem offenen Wellblechdach an seine Jungen verfütterte... wie ihr Blick dann weiter glitt, über die vergilbten Plakate an den Wänden, die für Familienplanung und geschützten Sex warben ... den halb leeren Medikamentenschrank ... die feixenden Assistenzärzte ... Augen, dachte Yosephu bei sich, die sich nicht gleich aus dem Schmutz und der Erbärmlichkeit ihrer kleinen Welt hier ein fertiges Urteil zu bilden schienen, kaum dass die fünf Minuten im Land war. Ihnen fehlte das Herablassende, dass er von den Europäern und Indern, mit denen er bisher zu tun gehabt hatte, kannte. Als ihre Blicke sich trafen, antwortete sie mit einem kurzen aber warmen Lächeln.

Dr. Swayi ging voran, die anderen folgten auf Visite. Godfrey drängte sich neben Ariane und versuchte, sie in ein Gespräch zu verwickeln.

3.

Sie befanden sich in einem riesengroßen Raum, der vollgestellt war mit Betten. Schmale Holzpritschen, auf denen spakige Schaumstoffmatratzen lagen. Es wurden immer weitere Kranke auf neuen Betten herein getragen. Später, als kein Platz mehr für weitere Betten war, wurden die Kranken einfach auf den Boden gelegt. Es blieb kaum Platz zum Gehen, sie mussten über die am Boden liegenden Menschen hinwegsteigen. Ariane rann der Schweiß den Nacken hinunter und ihr Magen begann sich zu drehen. Sie blickte nach oben. Das Wellblechdach glühte rot vor Hitze und die Dachbalken flimmerten in der stehenden Luft. Aus einem Bett in einem der hintersten Winkel des Raumes drang ein nicht enden wollendes Klagelied zu ihnen herüber. Ein gleichmäßiges, monoton an- und abschwellendes Stöhnen. Aaaahhh. Aaaaahhhh. Aaahhh. Aaaaahhhh.

Eine den Gesichtszügen nach zweihundertjährige, zahnlose Frau richtete sich mühsam auf, griff nach Arianes Händen und drückte sie fest.

„Gott segne dich, mein Engel, dass du den ganzen, weiten Weg aus deiner Heimat hergekommen bist, um uns arme Menschen hier in Afrika wieder gesund zu machen... Ihr weißen Kinder Gottes.“

Alle lachten. Die Frau begann zu husten. Sie hustete Blut.

Mshauri stieß Ariane an. Sie zuckte zusammen. Die anderen waren bereits vor das nächste Bett getreten.